

Stuttgarter Sportgespräch am 19. September 2022

AUFBRUCH ODER ABSTURZ. KOMMT DER KULTURWANDEL IM DEUTSCHEN SPORT?

Impulsreferat von dr. Christoph Wüterich

Meine Damen und Herren,
Liebe Gäste des Stuttgarter Sportgesprächs,

I.

Es begab sich zu einer Zeit, da befand sich der Sport wie Dornröschen in einem tiefen Schlaf.

Es gab für jeden Sport einen Verband. Entstanden waren die Sportverbände, nachdem ein Sport sich etabliert und landesweit eine gewisse Bedeutung gewonnen hatte. Das war häufig schon zu Kaisers Zeiten der Fall, der Deutsche Turnerbund wurde 1848, der Schützenbund 1861, der DFB im Jahr 1900 gegründet. Da saßen dann die ehemaligen Sportler – ehemalige Sportlerinnen eher weniger – und organisierten zumeist ehrenamtlich ihren Sport und blieben ihm treu.

Sport war die schönste Nebensache der Welt. Mit Sport Geld zu verdienen, war – sieht man einmal vom Wetten ab – böse.

In Wimbledon nahmen ausschließlich Amateure teil, das heißt Liebhaber. Professionals, das waren vor allem die Tennislehrer, hatten eigene Turniere, die das Publikum aber mehr oder weniger nicht zur Kenntnis nahm. Wer als Leichtathlet ein bisschen Geld verdienen wollte, musste – wie Jesse Owens 1937 in Kuba – schon gegen ein Rennpferd antreten.

Ein Ritter in schimmernder Rüstung war unser kürzlich verstorbener Ehrenspielführer der Fußball-Nationalmannschaft Uwe Seeler. Obwohl in den Fußball-Sport bereits in den 60er Jahren der Professionalismus flächendeckend einzog, wies er 1961 ein lukratives Angebot von Italiens Spitzenverein Inter Mailand, der ihm 1,2 Millionen D-Mark bot – damals eine der höchsten gebotenen Transfersummen überhaupt – ab und entschied sich mit seiner Frau Ilka für „unser Häuschen, unsere Familien und unsere sichere Zukunft“.

Der „wahre Sport“ war der Olympische Sport.

Avery Brundage, Präsident des IOC von 1952 bis 1972, war der letzte Kämpfer für den Amateurismus. Der Sport stehe über der Politik, die dem Geist des Dschungels folge, eine Formulierung, mit der er in den Zeiten heute die Position des IOC-Präsidenten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit verlieren würde.

Um die Ideale des Sports zu sichern, müsse der Athlet Amateur sein und aus Liebe zum Sport zum Wettkampf antreten. Brundage selbst arbeitete für das IOC nicht nur ehrenamtlich, er ließ sich das Präsidentenamt bis zu 50.000,00 US-\$ im Jahr kosten. Den Skirennläufer Karl Schranz schloss er knapp vor Beginn der Olympischen Winterspiele 1972 in Sapporo aus – wegen eines Verstoßes gegen das damalige Amateurgesetz: Ein dem IOC zugespieltes Foto, das Schranz in einem Jersey mit Kaffee-Werbung zeigte, war offiziell für Brundage Indiz, dass Schranz „kein Amateur“ sei; Schranz hatte dieses „corpus delicti“ irgendwann einmal (wahrscheinlich im Sommer 1971) anlässlich eines Benefiz-Fußballspiels getragen.

Brundage war auch der bisher einzige amerikanische Präsident des IOC. Eine professionelle Baseball Liga existierte in den Vereinigten Staaten bereits seit 1876, eine professionelle Football-Liga seit 1920 und die National Basketball Association wurde im Jahr 1946 gegründet. Die Strukturen des professionellen Sports in den Vereinigten Staaten waren ihm sehr wohl bekannt. Man muss also davon ausgehen, dass Brundage genau wusste, was er nicht wollte.

Der Prinz, der das sich bereits verschlafen die Augen reibende Dornröschen endgültig wach küsste, war Antonio Samaranch. 1981, ein Jahr nachdem er Präsident geworden war, schaffte der Olympische Kongress in Baden-Baden den sogenannten Amateur-Paragrafen ab und öffnete die Olympischen Spiele für professionelle Sportler.

Danach änderte sich vieles. Aber eines blieb: Die Verbände.

Sie waren nach wie vor für die Regeln zuständig und sollten den Sport organisieren. Neben dem Sport als schönster Nebensache der Welt waren sie jetzt auch für den professionellen Sport zuständig. Aber da ja hier wie dort so schnell wie möglich gelaufen, so weit oder hoch wie möglich gesprungen, der Ball ins Tor befördert oder übers Netz gespielt wurde, war der Sport eine Einheit. Die Verbände schufen für den professionellen Sport Großereignisse oder Ligen. Natürlich verläuft das Märchen für den einen Verband besser, für den anderen schlechter. Jedenfalls das IOC, das zu Beginn von Brundages Amtszeit keinerlei Vermögen hatte, hat im Zeitraum von 2017 bis 2020 zwei Milliarden Euro eingenommen. Die Einnahmen des Deutschen Fußball-Bundes für das Wirtschaftsjahr 2020 belaufen sich ausweislich des Finanzberichts auf 352 Millionen Euro. So wurde die Professionalisierung des Sports zu einer Erfolgsgeschichte – und alle waren glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

II.

Sie merken: Mit dem Märchen stimmt etwas nicht.

IOC, DOSB, DFB: Wer die Nachrichten über die Verbände auf den Sportseiten in den letzten Jahren verfolgt hat, realisiert, dass es insbesondere in den Verbänden, die Geld bewegen, kräftig rumort, und zwar nicht nur kurzfristig, sondern immer wieder. Die Verweildauer der DFB-Präsidenten in ihrem Amt verkürzte sich merklich: Die Präsidenten bis Neuberger waren in der Regel rund 20 Jahre im Amt. Die letzten Präsidenten schafften gerade einmal drei Jahre. Das kann an den Personen liegen; ich befürchte aber, das ist nicht die ganze Wahrheit. Und in den Verbänden, die kein Geld bewegen, rumort es häufig ebenfalls, meistens weil das Geld fehlt. Auf unterschiedlichen Feldern wird die Unfähigkeit der Verbände kritisiert, effektiv und konstruktiv zu wirken, sei es beim Vorgehen gegen sexualisierte Gewalt im Sport oder bei der Vergabe und Durchführung von Großereignissen. Die Struktur unserer Verbände mündet offensichtlich nicht in ihrer Fähigkeit, den Sport vor Problemen zu bewahren, von Problemen zu befreien und mit Gestaltungskraft in die Zukunft zu führen.

Wir haben uns heute unter anderem die Frage vorgelegt, wo die Sportverbände stehen und in welche Richtung sie sich bewegen, sofern eine Bewegung auszumachen ist, oder wohin sie sich bewegen sollten. Lassen Sie uns einige Aspekte kurz durchgehen:

VERBÄNDE UND GESELLSCHAFT

Verbände sind als Vereine zwar eine demokratische Institution. Alle Deutschen haben das Recht, Vereine und Gesellschaften zu bilden. Durch das Grundrecht des Art. 9 GG hat das Grundgesetz die Vereinigungsfreiheit in ihrer Bedeutung für die Willensbildung und Willensvermittlung in einer pluralistischen, freiheitlich-demokratischen Grundordnung anerkannt. Mit sechs Gleichgesinnten kann ich einen Pudelnzuchtverein gründen, aber auch einen Sportverband ins Leben rufen.

Hinsichtlich der Binnenstruktur muss der Verband als Verein nur demokratischen Mindeststandards genügen: Es muss zwar eine Mitgliederversammlung geben, welche Kompetenzen sie hat, kann die Satzung aber weitgehend frei regeln.

Schaut man sich unter diesem Aspekt die Verbände an, bemerkt man an verschiedenen Stellen, dass ihnen demokratische Strukturen erst nachträglich untergeschoben wurden. Kein Wunder, denn die Verbände gab es zumeist schon vor Art. 9 des Grundgesetzes. In der Regel ist schon vor der Mitgliederversammlung geklärt, wer gewählt wird. Es ist ein offenes Geheimnis, dass die Wahlen insbesondere in Internationalen Verbänden nach dem Gegenseitigkeitsprinzip ablaufen: Gibst Du mir Deine Stimme, gebe ich Dir

Woran liegt das? Warum haben wir den Eindruck, dass viele Verbände bisweilen anachronistisch agieren? Wagen wir einen Blick auf das Selbstverständnis und die zugrunde liegende Strukturen. Dabei kann man ohne viel Phantasie eine an theologische Traditionen erinnernde gedankliche Grundhaltung erkennen: Die Verbände beziehen ihre Legitimation nicht originär aus den Wahlen der Mitgliederversammlung und auch nicht aus ihren satzungsrechtlichen Regeln, auch wenn diese gerne als Verfassung bezeichnet werden. Vielmehr erkennen wir – oder vielleicht besser: erfüllen wir – eine vor – und außerrechtliche Legitimation kraft Natur der Sache:

Der Verband verkörpert den Sport. Er existiert, weil der von ihm organisierte Sport existiert, er ist der Hüter und Verwalter des jeweiligen Sports ungeachtet aller (vereinsrechtlicher) Regularien. Auch die Form der Repräsentation hat klerikale Züge. Die Öffentlichkeit identifiziert die Organisation mit ihrem Präsidenten. Der Präsident hat in aller Regel weniger den Status eines Organs als den eines Bischofs. Und Thomas Bach ist der Papst, der für die Entscheidungen des IOC steht. Auch in der Sprache des Sports findet man Hinweise. Der Sport spricht von Kader, Obleuten, Kampfrichtern, Sportwart, Präsident. Nicht zu vergessen sind die religiösen Züge, die den Massenveranstaltungen mit ihren kollektiven Verzückungen, Fangesängen, Feuerzaubern und vielem mehr eigen sind. Das sind nicht nur Anachronismen ohne tiefere Bedeutung. Nicht nur die prägenden Begriffe des modernen Sports sind aus vorkonstitutioneller Zeit. Auch die Strukturen, die darin zum Ausdruck kommen, erinnern daran. Ein Schelm, der an Carl Schmitt denkt?

Damit erhalten wir einen Anhaltspunkt, woher die Strukturen stammen, mit denen wir heute arbeiten. Und warum sich auch professionelle Beobachter immer wieder ungläubig die Augen reiben, weil sie in den Verbänden auf Strukturen und Entscheidungsabläufe treffen, die ihnen so gar nicht einleuchten wollen. Und vielleicht geht die Parallelität ja auch noch weiter, wenn Christoph Becker in der FAZ vom 20.08.2022 unter dem Titel Missbrauchstatort Sport zitiert, hier bekämen wir eine zweite katholische Kirche.

VERBÄNDE UND ARBEIT

Mit der Professionalisierung kamen die Verbände nolens volens mit dem Bereich „Arbeitsrecht“ in Berührung, weil sich die gesellschaftlichen Subsysteme Sport und Arbeit überschneiden.

Das war das eines der ersten Felder, auf dem deutlich wurde, dass sich die Verbände mit den notwendigen Schlussfolgerungen aus der selbst gewählten Kommerzialisierung und Professionalisierung schwer taten. Erinnert sei nur an das Bosman-Verfahren. Eigentlich war von Anfang an klar, dass die damaligen Transfersysteme, nach denen ein Verein auch dann eine Ablösesumme für einen Spieler verlangen konnte, wenn kein Arbeitsvertrag mehr bestand, rechtswidrig waren. Das Argument, das weiland vor allem ein Vorgänger unseres heutigen Gastes Bernd Neuendorf, Gerhard Mayer-Vorfelder, vertrat, war schon damals, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Es bedurfte jahrelanger Gerichtsverfahren bis zum EuGH, bis sich die Fußballverbände von den Transfersystemen verabschiedeten.

Schaut man sich die Arbeitsbedingungen professioneller Sportler heute an, wundert man sich nach wie vor. Jedenfalls in Deutschland ist das Subsystem Sport der einzige Bereich, in dem es für die „Arbeit“ von Sportlern keine Tarifverträge gibt. Nun wird der eine oder andere vielleicht sagen, dass hätten die Millionäre in kurzen Hosen auch gar nicht nötig. Lassen Sie sich versichern, dass es sehr viel mehr Sportler gibt, die ihrem Beruf unter prekären Umständen nachkommen und die der Allmacht beispielsweise der Terminplaner völlig schutzlos ausgeliefert sind. Wir haben an dieser Stelle schon mehrfach angesprochen, dass das Arbeitsrecht des Sports einen inadäquaten Entwicklungsstand hat. Dass das nicht naturgegeben ist, sieht man an den Tarifverträgen der Bühnenkünstler, die in einem ganz ähnlichen Umfeld seit einem Jahrhundert über spezifische arbeitsrechtliche Regelungen verfügen.

VERBÄNDE UND WIRTSCHAFT

Die Professionalisierung hat zu einer Kommerzialisierung des Sports im Schnelldurchlauf geführt. Da hat es immer wieder geknirscht. Manche Verbände haben versucht zu reagieren und das Ehrenamt zu Gunsten des Hauptamtes zurückzudrängen.

Dennoch: Anders als in den Vereinigten Staaten, in denen sich der professionelle Sport auf professionellen organisatorischen Grundlagen entwickelt hatte, traf die Professionalisierung in Deutschland auf eine Vereins- und Verbandsstruktur aus dem Kaiserreich, wie wir oben gesehen haben – aus einer Zeit, in der Dornröschen noch schlief.

Aber nicht nur das: Die Freiburger Schule lehrt, dass die Einführung einer Marktwirtschaft nur gelingen kann, wenn ein funktionsfähiger Markt besteht und geschützt wird. Der Sport wurde der Kommerzialisierung ohne die notwendige Regulierung ausgesetzt. Es wurde kommerzialisiert, ohne die Monopole der Verbände – das Dogma hieß über Jahrzehnte „Ein-Platz-Prinzip“ – zu überdenken. Ein funktionierender Teilmarkt war damit nicht gewährleistet. Dementsprechend erweisen sich die Protagonisten dieses Teilsystems, namentlich die Verbände, häufig als handlungsunfähige Beobachter, weniger als Gestalter.

In den letzten Jahren bricht sich eine folgerichtige Entwicklung Bahn: Die Monopole der Verbände im Sport brechen unkontrolliert auf. Der erste Sport, in dem es verschiedene Welt-Verbände gab, die auch jeweils einen eigenen Weltmeister kürten, war das Boxen. Die nächsten Beispiele waren Ligen- und Wettbewerbsgründungen außerhalb der Verbände in weniger öffentlichkeitswirksamen Sportarten wie Ringen, Eisschnelllaufen oder Schwimmen. Zwischenzeitlich hat die Entwicklung auch den Golfsport und sogar den Fußball ergriffen, wenn die führenden Fußballvereine in Europa ihr Heil in einer Superliga suchen.

Die Entwicklung verläuft ähnlich wie bei Bosman: Die Verbände, die von der Entwicklung eigentlich nicht überrascht sein können, stehen mehr oder weniger unvorbereitet vor diesen Umbrüchen. Sie wehren sich stereotyp mit dem Versuch, Sportler, die sich an den „fremden“ Ligen oder Wettbewerben beteiligen, von Wettbewerben der Nationalmannschaften auszuschließen. Es bedarf keiner ausgeprägten juristischen Prognosefähigkeiten, um vorauszusagen, dass diese Verteidigungslinie durch die Gerichte – ebenso wie 1995 im Fall Bosman – geschleift werden wird.

Dann besteht der Ausweg für den DFB nur noch darin, die für die Teilnahme an der Superliga in Betracht kommenden Bundesligavereine auf seine Seite zu ziehen. Ob das auf Dauer gelingt ist keineswegs gesichert. Voraussetzung ist aber ohne Zweifel, dass diese Vereine in der Bundesliga ein Umfeld finden, das ihnen erfolgreichen professionellen Sport ermöglicht.

In diesem Zusammenhang erscheint der Kampf um die 50+1 Regel in einem Licht, der sich dem Leser des Sportteils nicht ohne weiteres erschließt:

Da sind einerseits die Traditionalisten, die die Verknüpfung der Bundesligamannschaft zum Verein aufrechterhalten und in der Liga das Sagen behalten wollen. Sie wollen, dass das Kapital nicht die Oberhand gewinnt. Ob sie das erreichen, ist zweifelhaft. Bayern München wird in den überkommenen 50+1-Strukturen seit Jahren Abonnement-Meister. Der Ausgang des Wettbewerbs steht nicht mehr in den Sternen, sondern auf dem Eigenkapitalkonto der Protagonisten.

Auf der anderen Seite stehen die Modernisten, die den Sport dem Kapital vollständig öffnen und dadurch Chancengleichheit erreichen wollen. Sie müssen letztlich einräumen, dass Geld Tore schießt und sich der Wettbewerb nur vom Kampf der Spieler um den Ball zum Wettstreit der Manager um den potentesten Geldgeber und die beste Transferbilanz verschiebt. Sie müssen sich die Frage stellen, ob die von den Fans mit ihren Mannschaften verbundenen Emotionen auch in neuen Strukturen wieder entstehen können. Dann muss nur noch das Pfeffersack-Syndrom gelöst werden: Denn die Investoren wollen sich erkennbar nicht um die Jugend und die Breite kümmern und meinen, sich die ökonomischen Rosinen herauspicken zu dürfen. Sie stehen damit in der Gefahr, dass der Baum verkümmert, auf dessen Ast sie sitzen.

Die Bemühungen der Verbände, in dieser Auseinandersetzung das Heft des Handelns in der Hand zu halten, scheitern. Es wird zwar gesehen, dass spannende Wettkämpfe die Ungewissheit über deren Ausgang voraussetzen und deshalb Chancengleichheit der Wettbewerbsteilnehmer zwingend ist, wenn das Publikum das Interessen nicht verlieren soll. Den Verbänden gelingt es aber nicht, die im amerikanischen Sport von allem Anfang an durchgängig praktizierten und für den Erfolg der dortigen professionellen Sportarten grundlegenden Instrumente wie salary caps und draft Systeme einzuführen. Die wiederum – das sei zugestanden – aber vor allem deshalb funktionieren, weil der US-amerikanische Profisport in einem geschlossenen System ohne Auf- und Abstieg agiert, das dem europäischen Sportverständnis fremd ist. Das als Versuch in die Richtung von mehr Chancengleichheit von der UEFA eingeführte Financial Fair Play erweist sich als ein Papiertiger. Die großen Vereine machen schlicht, was sie wollen, halten sich nicht an die Regeln – und der CAS setzt sich als Kapelle vor diesen traurigen Zug der Totengräber eines Sports. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist bestenfalls ungewiss.

Wie beim Thema Arbeit entsteht auch hier der Eindruck, dass die Verbände der durch die Selbstgesetzlichkeiten des Marktes vorgegebenen Entwicklung systematisch hinterherhecheln.

VERBÄNDE UND STAAT

Auch ein Märchen ist das von der Autonomie der Verbände. Die meisten Spitzenverbände einschließlich des DOSB sind mittlerweile nichts anderes als eine verlängerte Werkbank des Bundesministeriums des Inneren. Die Abhängigkeit fast aller Spitzenverbände von den öffentlichen Geldern führt zu komplexen Systemen wie dem vom DOSB eingeführten Aufbau des Potenzialanalyse-Systems POTAS, das die disziplinbezogenen Potenziale der Olympischen Spitzenverbände analysieren will, um eine objektive und transparente Entscheidungsgrundlage für deren Finanzierung durch den Staat zu schaffen und die ihren unserem System fremden planwirtschaftlichen Charakter gar nicht mehr zu verbergen versuchen. Insbesondere die sVerbände der Kommerzialisierungsverlierer des Sports sind damit Bestandteil einer zentralistischen staatlichen Steuerung des Leistungssports. Mit der viel beschworenen Autonomie ist es dort nicht weit her.

VERBÄNDE UND POLITIK

Ein besonders schwieriges Feld betreten wir schließlich bei dem politischen Selbstverständnis der Verbände. Der immer wieder vertretene Anspruch, Sport habe mit Politik nichts zu tun, ist eine Flucht vor den Realitäten. Das zeigt uns die jüngste Vergangenheit überdeutlich. Damit ist aber nichts gewonnen. Wenn Peter Fischer, Präsident von Eintracht Frankfurt, mitteilt, Mitglieder der AfD könnten nicht Mitglieder seines Vereins sein, weil das mit dessen Werten nicht übereinstimme, bezieht er eine klare politische Stellung. Aber wenn man dann A sagt, muss man auch formulieren, welche Werte mit einem Verband oder Verein verbunden werden sollen. Geht das so weit, dass die Organisationen des Sports aus den Generalklauseln ihrer Satzungen ein allgemein-politisches Mandat ableiten und sie demgemäß zu jeder politischen Frage Stellung nehmen können oder gar müssen? Andererseits: Hätte der Sport 1936 nicht zwingend seine Teilnahme an dem erfolgreichen Versuch des Nazi-Regimes zu seiner Instrumentalisierung widersprechen müssen? Und was folgt aus der Antwort auf diese Frage heute für uns? Kann man große Sportveranstaltungen bedenkenlos an jeden diktatorisch geführten Staat vergeben? Andererseits: Hätte es wirklich Sinn ergeben, die russische Mannschaft von den Paralympics auszuschließen? Gibt es so etwas wie eine gemeinsame Wertebasis des Sports, wenn nicht weltweit, dann wenigstens in Deutschland, die sich politisch vertreten lässt? Oder hat der Sport auch längst Abschied von dem Anspruch genommen, jedenfalls für seinen Teilbereich eine universelle Ethik zu vertreten? Muss der Sport sich im Verhältnis zur Politik darauf beschränken, seine Autonomie zu wahren, wie es die FIFA macht, wenn sie nationale Verbände – wie zuletzt den indischen Fußballverband – sanktioniert, wenn der Staat übermäßigen Einfluss nimmt? Überfordern wir den Sport und seine Verbände mit dem uneingeschränkten Anspruch, politische Stellung zu beziehen?

An diesen immer wiederkehrenden Fragen sehen wir, dass die Beantwortung Mühe macht und vor allem Haltung verlangt. Davon laufen mit dem Hinweis, der Sport sei unpolitisch, wie dies heute noch viele Verbände tun, wird erkennbar immer schwerer.